

Lesen und Leben [Teil 1]

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **58 (1953-1954)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316135>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SCHWEIZERISCHE LEHRERINNEN-ZEITUNG

Expedition und Inserate : Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33, Postkonto III 286

Jahresabonnement : 8 Fr. Inserate : Einspaltige Millimeterzeile 16 Rappen

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

20. Oktober 1953 Heft 2 58. Jahrgang

Wir haben die Freude, den Lesern der «Schweiz. Lehrerinnen-Zeitung» den an der *Internationalen Tagung für das Jugendbuch* gehaltenen Vortrag von Prof. Dr. Georg Thürer, Teufen, im Wortlaut bringen zu können.

Lesen und Leben

Georg Thürer

Nie werde ich es bedauern, daß ich auf dem Lande aufwuchs, wo man das Wort «Lesen», zumal im Sommer, wohl ebensooft vom Einsammeln der Früchte als vom Umgang mit Büchern brauchte. Daher hatte der Begriff des Lesens für mich von früh auf etwas Erntehaftes an sich, und selbst heute, wo die Wände meines Arbeitszimmers immer mehr zu Büchermauern werden, leuchten, wenn vom Lesen die Rede ist, noch dann und wann schöne Erinnerungen an Beeren- oder Kirschenlesen auf. So nachhaltig prägen erste Begegnungen unsern Wortschatz. Mühe und Freude, wie sie das Kind in Laub und Gereut beim Einheimsen der süßen sommerlichen Gaben, aber auch beim herb-frommen Ährenlesen erfuhr, halfen mit, mir das Lesen immer als ein Sammeln und nicht als ein Zerstreuen erscheinen zu lassen. Ja, manchmal kommt mich die Lust an, statt von einer Lektüre zu sprechen, in angestammter Vorstellung zu sagen: Ich möchte eine Lese halten. Aber das tönt wohl zu feierlich in unser papiernes Zeitalter.

Das Lesen hat seine *Magie verloren*. In Europa vermag heute jedes heranwachsende Kind mit gesunden Sinnen die Zeichen seines Sprachkreises zu deuten und schriftlich zu gebrauchen, während in China die Mehrzahl des Volkes zwar lesen, aber nicht schreiben kann. Wer des Lesens mächtig war, stand in frühen Kulturen in hohem Ansehen; er war gleichsam der Gottheit näher: der geistliche Stand war bis vor wenigen Jahrhunderten der Lehrstand. Ja in unsern Bergen blieb da und dort bis in die Gegenwart das Pfarrhaus oder das Kloster die Stelle, wohin man seine Schreibsorgen trug. So erzählt man, wie ein Bündner-Oberländer Bursche das Abfassen des entscheidenden Liebesbriefes dem seelenguten Pater Maurus Carnot anvertraute. Gilt es aber, einen schlecht geschriebenen Brief zu lesen, so geht der Wissende zum Apotheker, welcher, durch das Entziffern der Handschriften der Herren Ärzte geschult, die schwierigsten Schriftzüge lesen kann. Der Mediziner verwaltet offenbar das Berufsgeheimnis des einstigen Heilmannes am eifersüchtigsten.

Der Weltreisende Richard Katz berichtet, wie ihm auf einem Südsee-Atoll ein alter Polynesier gestand, nichts habe ihm und seinen Landsleuten von der Macht der Weißen einen solchen Eindruck gemacht wie die «*sprechenden Blätter*», welche sie einander sandten. «An die großen Schiffe und an die Flinten hätten sie sich bald gewöhnt. Daß aber ein Weißer imstande war, einem magischen Blatte zu entnehmen, was auf einer andern Insel geschah, und daß wiederum er solch ein Blatt aussenden konnte, und ein Boot mit Nahrung kam heran: das hätten sie als größtes Wunder bestaunt.» Nicht

minder geheimnisvoll mag unsern alemannischen Vorfahren die Schriftkunst der Römer und Kirchenmänner erschienen sein.

Was ist aus diesem Wunder geworden? Eine bloße Fertigkeit, eine alltägliche Gewohnheit. Lesen ist heute ungemein billig, weil das Schreiben dank der heutigen Vervielfältigung durch die *Technik des Druckes* Tausenden das Lesen eines Werkes zugleich ermöglicht. Das Buch ist nicht mehr ein so kostbar Ding wie im alten Kloster St. Gallen, in welchem ein Abschreiber wohl am Ende jahrelanger Arbeit wünschte, der Name dessen, der das Buch stehle, möge aus dem Buche des Lebens gestrichen werden. Aber auch der Stadtvater Joachim Vadian durfte noch ein Jahrhundert nach Gutenbergs Erfindung den an sein Sterbebett gerufenen Ratsherren seine Bücherei als seinen kostbarsten Schatz vorstellen, denn die 450 Bände, welche den Grundstock der nach ihm benannten Stadtbibliothek Vadiana bildeten, waren nicht nur unschätzbare Güter des Geistes, sondern stellten auch ein beträchtliches Vermögen dar, kostete doch in der Luther-Zeit das verbreitetste Buch, die Bibel, so viel wie ein Pferd. Wie *wohlfeil* ist dagegen heute das Lesen geworden! Die Staatsschule lehrt es unentgeltlich, und der bescheidenste Hilfsarbeiter kann für einen Stundenlohn beim Zeitungsmann mehr Gedrucktes kaufen, als seine sämtlichen Schulbücher zusammen an Lesestoff enthielten. Welch eine Wandlung innerhalb weniger Jahrhunderte! Müßte man eine einzige Nummer der «Neuen Zürcher Zeitung» auf dem mittelalterlichen Abschreibeweg vervielfältigen, so würde das Aufgebot aller Schweizer Schüler für eine Schreibwoche nicht hinreichen, um das zu leisten, was die Rotationspresse in wenigen Stunden besorgt. Da auch das Papier nur ein Bruchteilchen des Pergamentpreises kostet und die Zeitungen mit dem Anzeigeteil klug wirtschaften, ist das Lesen wahrhaftig spottbillig geworden.

Wir wollen die *erfreulichen Seiten* dieses allgemeinen Zuganges zum Lesestoff nicht verkennen. Manche üble Geheimnistuerei fiel dahin. Die Menschen sind heute weniger als früher auf einen Vormund angewiesen. Sie schlagen seit der Reformation selbst ihre Bibel auf, um Bescheid in Glaubensfragen zu holen. Auch in Rechtsfragen nehmen sie selbst die Gesetzbücher zur Hand. Das politische Leben einer modernen Demokratie läßt sich ohne die heutige Leichtigkeit im Lesen kaum mehr denken. Meinung und Gegenmeinung sind jederzeit zu vernehmen, und nichts spiegelt und prägt die Züge der öffentlichen Meinung, der heimlichen Königin unserer Zeit, so sehr wie gerade die Presse. Wir sind ein lesendes Geschlecht geworden.

Läßt uns aber nun das überreiche Lesen den *Sinn des Lebens* besser erfassen und erfüllen? Es ist gewiß denkbar, daß auch für einen heutigen Menschen eine Lesestunde zur Schicksalswende werden kann, wie sie Augustin erfuhr, als er nach dem Ruf «tolle — lege!» zu den Paulinischen Briefen griff, oder Pestalozzi, der die Werke Rousseaus in die Betstunde ins Fraumünster mitnahm; auch Wirkungen können sich wiederholen, wie sie Goethe durch Winkelmanns Werk «Geschichte der Kunst des Altertums» erlebte, oder Nietzsche, der die Begegnungen mit den Büchern Schopenhauers, Stendhals und Dostojewskijs als die drei Glücksfälle seines Lebens bezeichnete. «Der Instinkt der Verwandtschaft (oder wie soll ich's nennen?) sprach sofort.» Diese Grübe des Genius an einen innerlich Bereiten sind indessen zu außergewöhnlich, um allgemeine Betrachtungen daran anzuschließen. Dem aufmerksamen Beobachter der Gesamtlage entgeht nicht, daß die Hochflut bedruckten Papiers, welche Tag für Tag an viele Zeitgenossen heranspült, den

Sinn für Werte verwischt. Das Geistesleben besteht immer mehr aus Reflexen statt aus Reflexionen. Neulich las ich in der Auslage eines Papiergeschäftes das stolze, aber falsche Wort: «Ohne Papier keine Kultur.» Beim Weitergehen dachte ich mir, wie schwer es heute manchem falle, seine innere Kultur trotz des Papiers zu behaupten. Wenn schon Goethe und Jacob Burckhardt vor dem verflachenden Zeitungslesen warnten, so muß sich der schaffende Geist von heute ganz besonders hüten, im Lesen der Tagesneuigkeiten auf- und unterzugehen, sonst gleicht er innerlich bald dem *Kiosk*, der mir oft als *das eigentliche Tempelchen der heutigen Großstadt* erscheinen will. Dort findet der nach leckeren und betäubenden Kleinigkeiten lechzende Gaumen seine Freude wie auch die auf krasse Meldungen letzter Stunde erpichte Seele ihre Lust. Vergangene Kulturen suchten in der Versenkung das Ewige, das Bleibende, ein Großteil der Gegenwart aber eilt dem Raschesten, dem Neuesten nach. Unser Leben ist im Doppelsinn des Wortes «*flüchtig*» geworden: man flieht in die Betäubung, man verfällt dem Nippen.

Nun gibt es freilich, und zum Glück, in der menschlichen Gesellschaft eine Gruppe, oder sagen wir besser eine Schicht, für welche mein Satz, daß das Lesen seine Magie verloren habe, nicht stimmt. Diese Schicht ist eine Wachstumsschicht des Lebensbaumes. Es sind die Unverholzten, die dort leben, wo die Säfte des Lebens am kräftigsten steigen, ja sprudeln wie Quellen. *Unsere Jugend* liest noch mit bebendem Herzen, mitunter mit feuchten Augen. Schon der Kampf der ABC-Schützen mit den ersten Buchstaben ist erregend genug, und ich glaube, daß so ein siebenjähriger Knabe die erste Postkarte, die er entziffern kann, mit ebenso großer innerer Anteilnahme betrachtet wie einst die Germanen die Runenzeichen einer Inschrift zusammenstapten. O du unwiederbringliches Leseglück der Morgenfrühe unseres Lebens mit Büchern! Geht es Ihnen nicht wie mir, daß Sie bei manchen Bänden noch heute sagen könnten, in welcher Umwelt sie ihnen erstmals begegneten? Ja, *Umwelt und Buchwelt* verweben sich in unserer Erinnerung in eins. Ich war acht Jahre alt, als mich der Zauber der deutschen Heldensage mit Urgewalt umfing. Wir wohnten einige Wochen zuhinterst in der Landschaft Davos in einem Dörflein der Freien Walser, wo die Spielgefährten eine so altertümliche Mundart redeten, daß sie einen mittelhochdeutschen Vers aus dem Nibelungenlied viel leichter verstanden als einen neuhochdeutschen Satz aus Lehrermund. Da waren Dietrich von Bern und Siegfried um uns und in uns. Das Gelesene wurde wiederum Leben, Spiel mit innerem Einsatz. Und nimmer vergesse ich den Frühlingstag im Churer Rheintal, an dem es Kirschenblüten auf das vergriffene Bändchen regnete, das «aus dem Leben eines Taugenichts» erzählte, oder jene Tage, wo ich in tagelanger Feier den Grünen Heinrich begleitete. Es war an einem rauschenden Bergbach, der mir rückblickend wie ein Strom des Lebens erscheinen will. Fast möchte ich nun eine Weile des Schweigens einfügen, damit Sie sich alle in der Erinnerung an jene Zeit ergehen könnten, wo das Leben und das Lesen einen zauberhaften Bund geschlossen hatten. Aber Sie haben diese frühen Bilder gewiß schon aufgerufen oder sehen sie in den Ihnen anvertrauten Kindern und Schülern im Spiegel des aufwachsenden Geschlechts. Eines meiner eigenen Kinder steht gegenwärtig auf der Schwelle des Lebens. Glauben Sie es mir, daß ich oft seinen Volksschullehrer im stillen um das Glück beneidete, im Frühling des Lesens unkundige Kinder vor sich zu sehen und übers Jahr mit ihnen Geschichten zu lesen. Welch ein Schritt, Welch ein Wandel! Wie unwesentlich

kann einem da als Hochschullehrer der Ertrag eines Studienjahres, sagen wir des 22. Lebensjahres eines Studenten, erscheinen. Gewiß, wir haben unser Augenmerk auf andere Dinge zu richten, leuchten andere Horizonte der Bücherwelt ab und üben die Sehschärfe für das Wesentliche — aber, einmal sei es gestanden: das Heimweh bleibt. Ich sage es nicht rührselig, sondern als nüchterner Mann, der von Berufs wegen mit Texten umzugehen hat und der Ihnen, wenn Sie zuzeiten unter Mühsal, Buchstaben beizubringen, Wörter zu erkennen oder Sätze zusammenzulesen, seufzen, doch den herrlichen Auftrag ins Gedächtnis zurückrufen möchte, der darin besteht, *lesen zu lehren*. Und mag auch manches Kind das Schulbuch verwünschen und da und dort eines gar zerfetzen, es ist ihm doch ein Schlüssel zu bewußterm und oft auch beseeltem Leben. Ich bekenne daher gerne, daß es mich mehr freut, ein Stück Prosa oder ein schlichtes Gedicht in einem guten Schulbuch zu wissen als in einer angesehenen Zeitschrift der Kenner. Unter kundiger Leitung kniet ein junges Gemüt in ein Lesestück hinein, während die übersättigten Blätterer der Literatur oft nur darüber hinhuschen.

Kann dem durch das Leben taumelnden Menschen der Sinn für die Mitte des Daseins neu geschenkt werden? Das ist nur möglich, wenn er Abstand vom Geschehen gewinnt. Nur wer sich zu erheben vermag, gewinnt Überblick, und erst wer Verhältnisse überschaut, kann das Wesentliche vom minder Wichtigen trennen. Wer im Dahinleben befangen bleibt, kann zwar auch einmal an eine Glücksinsel geschwemmt werden, aber sein Leben bleibt ungestaltet, ein bloßer Ablauf. Verschlägt es ihn an wenig wirtliche Ufer, so ist er kaum imstande, den Sinn des Leidens im Lebenszusammenhang zu erkennen. Er ist ein Kind der Stunde und kein Meister des Lebens, der sich des guten Augenblicks freut, aber das Widerwärtige tapfer und hellen Blickes in ein Ganzes eingliedert und damit entgiftet.

Kann das Lesen uns beim Wandel vom bloßen Dahinleben zum bewußten und beherzten Lebensgestalten einen *Dienst* erweisen? Ist es also bildend? Die Schule bejaht diese Frage offenbar, denn das Lesen zählt neben Schreiben und Rechnen zu den drei Grundfächern, und es ist gewiß, daß schon das Begreifen der Buchstaben, Wörter und Sätze als Sinnbilder für lebendige Laute, Dinge, Wesen und Zusammenhänge eine Bereicherung unseres Innenlebens darstellt. Auf dieser Geistesstufe mag sich in manchem Kinde etwas vom Urzauber des Lesens wiederholen, der einst in Frühkulturen wirksam war. Es lohnte die Mühe, zu untersuchen, ob nicht von dieser ersten Begegnung mit der Zeichenwelt her ein neuer Leseweg gefunden werden oder auch beim Erwachsenen durch Wachrufen der frühen Erinnerungen nachgeholt werden könnte, denn das heute betriebene Lesen ist in der Gefahr, immer mehr zur bloßen Technik zu werden. Als guter Leser gilt gemeinhin, wer das Schriftbild so rasch als möglich in Vorstellungen umwandeln kann. Das *besinnliche Lesen*, das bei *Worten* verweilt und weiß, daß ein Wort nicht nur *Zeichen für einen Sinn*, sondern auch *Notenwert für einen Klang* darstellt, der zum Vorlesen drängt, wird in den Schulen nicht gehörig gepflegt; das *musische Lesen* ist leider zu sehr dem verstandesmäßigen gewichen. Freilich, bei Fremdsprachen läßt sich nicht derart über die Seiten hasten; man muß immer wieder innehalten und die Sätze abklopfen, bis man ihren Kern erfaßt, und aus diesem Grunde, glaube ich, formen oft fremdsprachige Werke den Geist unserer Mittelschüler mehr als Bücher in der Muttersprache; diese durchgeht man, jene werden erarbeitet, Satz für Satz. Trotz der Hast der Zeit, nein,

gerade weil sie atemlos hastet, sollte auch in der eigenen Sprache das *Lesen aus langem Atem* betont und gepflegt werden. Dann ist *das Lesen gesund*. Die St.-Galler Mönche wußten, weshalb sie über den Eingang der Stiftsbibliothek das einladende Wort «Heilstätte der Seele» schrieben.

Freilich ist das Lesen auch eine «Technik». Gerade deshalb steht es ja, wie alle Technik, in der Gefahr der steten Beschleunigung, wobei die Menge wichtiger wird als die Güte. Nun muß zwar der Mensch von heute imstande sein, sehr rasch zu lesen. Ja er muß z. B. *Zeitungen* geradezu «überfliegen» können, um zu wissen, wo sein Geist zu rasten hat, wo er «gründlich» werden muß. Wir brauchen den schweifenden Blick in die Breite, um die Stelle zu erspähen, wo wir uns niederlassen sollen, um das aus der Tiefe herauszuholen, was uns innerlich fördert. Die Sprache hält ja auch dafür ein prächtiges Bild bereit: Nach dem *Überfliegen* soll man sich an der richtigen Stelle in einen Text *vertiefen* können. Wo freilich diese ergiebige Stätte ist, an der sich das Versenken in eine Schrift lohnt, kann nicht nach einer Faustregel entschieden werden. Es gibt immer wieder begnadete Finder, die gleich Haselrutengängern erspüren, wo das erquickende Wasser des Lebens rauscht. Oh, ich denke nicht gering von den Zeitungen. Sonst müßte ich köstliche Schilderungen aus Wiener Feuilletons, mitreißende Sportberichte und sehr mutige Aufrufe von Franzosen, die mit dem Namen für ihre Überzeugung eintreten, aus meinen Erinnerungen streichen. Auch kenne ich einige Kritiker, die begnadete Lesemeister sind. Und nimmer vergesse ich jenen Münchner, dem ich einst 1945 bei einem Hilfswerk in der notleidenden bayrischen Landeshauptstadt begegnete: Der Hunger sah ihm aus den Augen, aber stärker war sein Durst nach Wahrheit über die Weltlage. Als ich ihm ein großes Stück Käse reichte, das in eine Schweizer Zeitung eingewickelt war, griff er erst nach dieser Hülle. Welch eine Huldigung an die Pressefreiheit des Landes, aus dem dieses «Käseblatt» stammte. (Schluß folgt)

*Die guten Leutchen wissen nicht, was es einen für Zeit
und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig
Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen,
daß ich am Ziele wäre.* Goethe

Internationale Tagung für das Jugendbuch

Vom 1. bis 4. Oktober 1953 fand in Zürich die erste **Internationale Tagung für das Jugendbuch** statt, die von Vertretern aus 14 Ländern besucht war.

Die Internationale Jugendbibliothek München, eine Gründung der Rockefeller-Stiftung, die sich seit 1945 nach Kräften bemüht, das gute Jugendbuch in den verschiedenen Ländern zu fördern, zeigt ab 1. Oktober 1953 im Pestalozzianum Zürich (Beckenhof) eine **Ausstellung «Kinder und Jugendbücher im Dienste der internationalen Verständigung»**.

Das die Münchner Bibliothek betreuende internationale Kuratorium (Aufsichtsbehörde) wünschte dringend eine stärkere **Beteiligung der Schweiz** an der gemeinsamen Arbeit. Dieser Aufmunterung nachkommend, übernahm das **Pestalozzianum Zürich** im Verein mit der **Kantonalen Kommission für Jugend- und Volksbibliotheken** die Durchführung der ersten Internationalen Tagung für das Jugendbuch.